

## „SIE HOLTEN MICH EIN, DIE TOTEN DER GESCHICHTE“

### Ansichten über Esther Dischereits „Joëmis Tisch. Eine jüdische Geschichte“

Der Titel meines Vortrags ist auf der ersten Seite des zweiten gedruckten Werks Esther Dischereits zu finden. (Das erste war das 1985 erschienene Kinderbuch „Anna macht Frühstück“.) Der Titel lässt sich auch für die folgenden Veröffentlichungen gebrauchen, also für die 1992 erschienene Geschichte „Merryn“ (die im Klappentext – und also auch in vielen Rezensionen – als „Entwicklungsroman“ eher etwas voreilig rubriziert als treffend charakterisiert wird) und den Gedichte-Band „Als mir mein Golem öffnete“ von 1996. Und selbstverständlich passt das Zitat auch zu den meisten der ‘Aufsätze’ Esther Dischereits, die 1998 unter dem Titel „Übungen jüdisch zu sein“ in Buchform zusammengefasst wurden; und nicht weniger zu den Hörspielen und Features von „Ich ziehe mir die Farben aus der Haut“ (1992) bis „Sie ging mit 500 Dollar in der Tasche“ (2001), von denen die meisten zuerst im Saarländischen Rundfunk gesendet worden sind.<sup>1</sup>

Eigentlich wollte ich ja auch über ‘die ganze Dischereit’ etwas sagen, merkte aber bald, dass ich dann keine andere Wahl hätte, als über Vieles nur Weniges zu sagen oder über nur Weniges (das unter dem Aspekt des subjektiven Interesses auszuwählen wäre) etwas vielleicht halbwegs Gegründetes. Aus dem Einklemmtsein zwischen Baum und Borke habe ich mich zu befreien versucht, indem ich aus den Büchern eines auswählte, das zweite nämlich (aus dem das Zitat stammt), um zu Ergebnissen gelangen zu können, mit denen vielleicht weiterzukommen ist. Ich glaube auch, dass für Esther Dischereit gelten kann, was Stephan Hermlin am 7. September 1965 bei der Beerdigung Johannes Bobrowskis über diesen sagte: „Er begann sofort, und zwar nicht mehr ganz jung, als ein großer Dichter [...]“.<sup>2</sup> Und wie Bobrowskis Werke (seine Lyrik wie seine Prosa) Variationen eines Generalthemas (des Verhältnisses zwischen Deutschen und Polen) sind, so erscheint auch Esther Dischereits Werk einen Grund und ein Ziel zu haben: Jüdisch zu sein und sich durch – nicht forciert planmäßig betriebenes, sondern daseiendes und gesagtes – Erinnern und ein besonderes, ganz eigentümliches, radikal subjektives Sprechen zu behaupten gegen die Bedrohungen der Gegenwart, die aus den nicht abgestorbenen und, wie wir wissen, nicht absterbbaren Wurzeln der Vergangenheit immer neue Nahrung erhalten. Jede Zeit wird ein eigenes Verhältnis zur Geschichte, mit der sie zusammenhängt, finden und darüber sprechen, wieder und wieder auch in Formen der Poesie, denn diese vermag wie nichts sonst eine Ahnung davon zu vermitteln, was warum die Welt bersten lassen kann.<sup>3</sup> Aus Untergängen gewinnen Dichter den Stoff, den ihre Einbildungskraft verwandelt an die Wirklichkeit zurückgibt, die so

---

1 Dasselbe lässt sich auch für den inzwischen erschienenen Essays- und Geschichten-Band „Mit Eichmann an der Börse. In jüdischen und anderen Angelegenheiten“ (Berlin 2001) sagen: Esther Dischereit verfolgt hartnäckig ‚ihr‘ Thema. „Im Judentum gibt es seit undenklichen Zeiten ein Wissen darum, Jude und nichts als Jude zu sein und zu bleiben, unabhängig von der Frage, ob es mir etwas bedeutet, ob ich gezwungen war zu verraten, ob ich freiwillig konvertierte oder nicht.“ (Aus: „Ich bekenne nicht“, ebd., S. 24.)

2 Johannes Bobrowski: Selbstzeugnisse und Beiträge über sein Werk, Berlin 1967, S. 202.

3 Nicht die Erzählerin, sondern die Titelfigur der Erzählung „Merryn“ reflektiert, kurz bevor ihr Leidensweg abgebrochen wird: „Wozu ist das Menschliche gut? Es leidet, kann nicht aufhören zu leiden. Und doch ist das Weltreich wie ein offenes Meer, das nur auf Erkundung wartet und die Antwort in sich birgt. Wer will Bootsmann sein? Die Antwort; risse sie nicht den Frager hinab in die Abgründe des schwarzen Schlundes?“ (Esther Dischereit: Merryn, Frankfurt/Main 1992, S. 115.) – Die Erkundung des offenen Meeres – das haben Philosophen und Dichter des deutschen Idealismus (Kant, Schiller, Schelling) von der jede Philosophie transzendierenden Dichtung erwartet, ja gefordert.

wenigstens geschmückt wird – zur Freude der Kenner und Liebhaber. „Auch ein Klaglied zu seyn im Mund der Geliebten ist herrlich, / Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.“<sup>4</sup>

Das Buch Esther Dischereits, über das ich etwas sagen will, ist zwar nicht in den neunziger Jahren, sondern schon 1988 erschienen, aber es ist, so sehe ich es, der einigermaßen feste Grund, auf dem das Spätere steht, so dass bei Überlegungen zu „Merryn“ etwa auch Rückblicke auf das frühere Werk nicht hätten ausbleiben können.<sup>5</sup> Die Lizenz, mich nicht genau an das Tagungsthema zu halten, haben mir die Veranstalter dieser Tagung bereitwillig erteilt.

Der Untertitel des Vortrags lautet nun: „Ansichten über Esther Dischereits ‚Joëmis Tisch. Eine jüdische Geschichte‘.“ Die Geschichte sorgte nach ihrem Erscheinen in der nur spärlich sich hervorwagenden öffentlichen Kritik für einige Ratlosigkeit, ja auch für Konfusion. Ulrike Kolb in der „tageszeitung“ (vom 3. Dezember 1988) und Roman Gleissner in der „Neuen Zürcher Zeitung“ (vom 4. April 1989) haben, so scheint es, am ehesten begriffen (oder empfunden), um was es der Autorin geht und den Lesern gehen sollte. Inzwischen hat sich auch die Literaturwissenschaft dem Werk Esther Dischereits genähert; neben Sander L. Gilman<sup>6</sup> einige Literaturwissenschaftlerinnen: Karen Remmler<sup>7</sup>, Eva Lezzi<sup>8</sup>, Dagmar C. G. Lorenz<sup>9</sup>, Itta Shedletzky<sup>10</sup> und Helene Schruff<sup>11</sup>. Nicht weniger hilfreich als die genannte Literatur war für mein Verständnis des nun zu besprechenden Textes das, was die Autorin selbst dazu gesagt hat, etwa in den ausführlichen Interviews, die im April 1995 in „Die Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte“<sup>12</sup>, 1998 im Band „Übungen jüdisch zu sein“<sup>13</sup> und im Mai

---

4 Das letzte der sieben Distichen, die Schiller zu seinem schönen Klaglied „Nänie“ zusammengefügt hat.

5 Esther Dischereit schlägt im Gespräch mit Astrid Deuber-Mankowsky selbst die Brücke von „Joëmis Tisch“ zu „Merryn“, wenn sie sagt: „Wie wirkt Geschichte in den Gefühlen der Gegenwart? Im Unausgesprochenen der Gegenwart und dennoch Daseienden? Die sie sich selbst als ‚Fremdkörper‘ in ‚Merryn‘ notiert, ist ein junges Mädchen, das fast zwanzig Jahre nach dem militärischen Sieg über das Dritte Reich, im Leben untergeht. Als sei sie etwas außerhalb ihrer selbst Existentes. Sie wird zu einer, die für andere und schließlich für sich selbst der Widerspruch ist; die ist und nicht ist. Etwas, das es eigentlich nicht geben kann und dennoch gibt, das ausgestoßen, ausgespien ist und gleichzeitig sich in einem anderen Innen befindet.“ (Wie Anm. 14, S. 94-95.)

6 Sander L. Gilman: *Jews in Today's German Culture*, Bloomington 1995, S. 58-70, 118-119.

7 Karen Remmler: *En-gendering Bodies of Memory. Tracing the Genealogy of Identity in the Work of Esther Dischereit, Barbara Honigmann, and Irene Dische*, in: *Reemerging Jewish Culture in Germany. Life and Literature since 1989*, hg. v. Sander L. Gilman and Karen Remmler, New York, London 1994, S. 184-209. *The ‚Third Generation‘ of Jewish German writers after the Shoah emerges in Germany and Austria*, in: *Yale Companion to Jewish Writing and Thought in German Culture 1096-1996*, hg. v. Sander L. Gilman und Jack Zipes, New Haven, London 1997, S. 796-804.

8 Eva Lezzi: *Geschichtserinnerung und Weiblichkeitskonzeptionen bei Esther Dischereit und Anne Duden*, in: *Aschkenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden* 6, 1996, S. 117-148.

9 Dagmar C. Lorenz: *Coming Out Jewish [Esther Dischereit]*, in: *Dies.: Keepers of the Motherland. German texts by Jewish women writers*, Lincoln, London 1997, S. 299-310.

10 Itta Shedletzky: *Eine deutsch-jüdische Stimme sucht Gehör. Zu Esther Dischereits Romanen, Hörspielen und Gedichten*, in: *In der Sprache der Täter. Neue Lektüren deutschsprachiger Nachkriegs- und Gegenwartsliteratur*, hg. v. Stephan Braese, Opladen 1998, S. 199-225.

11 Helene Schruff: *Wechselwirkungen. Deutsch-jüdische Identität in erzählender Prosa der ‚Zweiten Generation‘*, Hildesheim 2000, bes. S. 58-61, 97-98, 116-119, 124-126, 144-146, 170-174, 214-216, 232-233.

12 Gespräch mit Alexandra Przyrembel, in: *Die Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte*, 1995, S. 365-369.

13 Esther Dischereit: *Übungen jüdisch zu sein*, Frankfurt/Main 1998, S. 199-214 (Gespräch mit Wolfgang Benz).

2000 in der Zeitschrift „Die Philosophin“<sup>14</sup> erschienen sind. – Doch endlich zur Sache, wenngleich mit einem zweiten Vorwort.

Der alte, nämlich achtzigjährige Goethe teilte seinem Berliner Freund Zelter am 1. November 1829 mit: „Wenn man der Nachwelt etwas Brauchbares hinterlassen will, so müssen es Confessionen sein, man muß sich als Individuum hinstellen wie mans denkt, wie mans meint, und die folgenden mögen sich herausuchen was ihnen gemäß ist und was im Allgemeinen gültig sein mag.“ Das ist die Präzisierung und Verallgemeinerung dessen, was er in „Dichtung und Wahrheit“<sup>15</sup> gesagt hatte: „Alles was [...] von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Konfession“.

Konfessionen (eher ‘Eingeständnisse’ als ‘Bekennnisse’), durch die Zeiten immer neu tingierte Erinnerungen an persönlich Erfahrenes, Gelebtes, Erlittenes, verdichtet, reduziert auf das nur angedeutet Begriffene und Begreifbare („wie mans denkt, wie mans meint“) – so lesen sich die Geschichten und Gedichte Esther Dischereits. Wen das Individuum nicht berührt, nicht einmal von Ferne erreicht, dem wird das poetisch Gesagte auch als Poesie nicht erkennbar sein. Dass Fragen an den Text unbeantwortet bleiben oder ganz verschiedene, vielleicht einander ausschließende Antworten finden, ist natürlich nicht ungewöhnlich; wichtig ist, dass erkannt wird, „was im Allgemeinen gültig sein mag“.

Das Fragen beginnt ja mit dem Titel der jüdischen Geschichte, die eine von vielen jüdischen Geschichten ist: „Joëmis Tisch“?<sup>16</sup> Joëmi ist, wie es scheint, eine Person, die nur ein einziges Mal genannt wird, eine weibliche, vielleicht auch eine männliche Person. Ein Tisch kommt etwa ein Dutzendmal vor (häufiger als andere Möbelstücke wie Schrank, Bett, Stuhl, Bank): „Gestickte runde Deckchen schützen das glänzende Furnier des Tisches.“ (17) Oder: „Sie sitzt am Küchentisch. Solch ein Tisch mit eingebauten Abwaschschüsseln.“ (42) Oder: „Ihre Hände liegen auf dem Tisch [...]“ (72) Näher an den Titel könnten Formulierungen gegen Ende der Geschichte führen wie: „Die Tochter malt Kreise in den Staub eines glänzenden Tisches.“ (90) Oder: „Hannahs Tochter [...] hat jetzt einen Tisch und einen Stuhl.“ (98) Sitzt dort Joëmi, Kreise malend, 46 Kreise, die Geschichtenfragmente des Buchs? An wen soll mit ihr (oder ihm) erinnert werden? Sicher nicht an Noëman, den Feldhauptmann des Königs von Damaskus, den der König Elisa vom Aussatz heilte; vielleicht ist eher an Noëmi zu denken, die Schwiegermutter Ruths, die Stamm-Mutter Davids; sie, Noëmi, hätte dann ihren Anfangsbuchstaben verloren, an dessen Stelle ihr nach Jahrtausenden das Juden-“J“, entlehnt vielleicht von Joël (Jahwe ist Gott), zugeteilt worden wäre. So könnte Joëmi als Repäsentantin des alten und neuen Judentums verstanden werden, auf deren Tisch sich Geschichten vorfinden, die von den Drangsalen des jüdischen Volkes in jüngster Zeit berichten. Die Erzählerin hat sie Joëmi gleichsam unterschoben, sie an sie delegiert, um Distanz zu schaffen zu ihrem erzählten Ich, das seine Identität auch behält, wenn es „sie“, „Hannahs Tochter“, genannt wird.<sup>17</sup> (Ein einziges Mal übrigens wird die Tochter mit dem Namen ihrer Mutter ganz nahe an diese herangeführt, wie absichtslos: „Hannah geht wieder in das Bett.“ [97]<sup>18</sup>)

Nicht nur die Autorin, sondern auch die Erzählerin sucht den Fluchtpunkt in einem anderen, einem Allgemeinen. Das Rätsel des Titels bleibt, verschließt sich aber nicht jeder Deutung. So lassen sich die fünf Buchstaben des Namens auch als Anfangsbuchstaben von Jude, Otto,

---

14 Gespräch mit der „Philosophin“ [Astrid Deuber-Mankowsky], in: Die Philosophin, Mai 2000, S. 84-100

15 Johann Wolfgang von Goethe: Dichtung und Wahrheit, Siebentes Buch (Teil 2).

16 Im folgenden werden Zitate mit den Seitenzahlen der benutzten Ausgabe (Frankfurt/Main 1988) im Text belegt.

17 Dass Joëmi mit Noëmi etwas zu tun haben könnte, denkt auch Itta Shedletzky, wie sie mir in einem Gespräch über Esther Dischereit zu verstehen gab.

18 Vielleicht handelt es sich dabei doch um ein Schreib- oder Druckversehen? Denn die Namenlosigkeit gehört ja eigentlich zum Kennzeichnenden der Fremden.

Esther, Meta und Israel ansehen; doch damit wäre einiges, aber nicht viel gewonnen. Eher damit, dass Joëmis Tisch die zum Objekt gewordene Hauptperson der Geschichte selbst ist, die Tochter Hannahs. Sie hält den Versuch aus, der nicht gelingen kann: „die Komplexität der Beziehungen zwischen den Menschen [...] auf den Tisch zu bringen“. So lautet eine Formulierung im Interview von 1995, und eine andere: „Es ist mir nicht wichtig, ob alle Passagen [...] rational verstanden werden oder verstanden werden können; ich stelle dem Leser das frei. Er kann über Interpretationsräume verfügen, sie mit seiner ganzen Person ausfüllen.“<sup>19</sup> Nutzen wir also die Freiheit, wissend, dass der Interpretationsraum für Nicht-Juden naturgemäß ziemlich eng ist.

Der Geschichte werden Worte in Versform vorausgeschickt, als seien sie ein Motto, poetisch gar in der Form, und deshalb zum Verständnis des Folgenden offenbar von Wichtigkeit:

Können  
Unrechter  
ihr Unrecht  
mit Recht  
vergeltent?  
Ja, weil  
das Unrecht  
der Unrechter  
der Rechter  
Recht ist.

Der Leser, in die Leere seines Interpretationsraums eingesperrt, zieht die Verse in Prosa und wird dabei selbstverständlich etwas ausführlicher: Kann derjenige, der Unrecht tut, dieses mit Recht-Tun vergelten? (Was nicht heißt: wiedergutmachen; die Vokabel ist ja nicht geheimer und hier schon gar nicht am Platze; vergelten, lat. *pensare*, heißt gleichmachen. Wohltaten [*beneficia*] lassen sich mit Wohltaten [*beneficiis*] vergelten, hier also: *pensare iniuriam iure*.) Dies ist möglich, weil, wie die Geschichte immer wieder zeigt, das Unrecht der einen nichts anderes ist als das Recht der anderen – Unrecht also dieser, das zum Recht jener wird. Des Einen Tun und des Anderen Tun macht beide gleich. Mit anderen Worten: Was Recht ist und Unrecht, ist eine Frage der Perspektive, der Zeit und ihrer Gesetze.

Das Recht/Unrecht-Thema wird im 31. ‘Kapitel’ (dem zweitlängsten aller ‘Kapitel’), als die meisten Leser sich vermutlich nicht mehr erinnern, was vor der Geschichte steht, noch einmal aufgegriffen und ausgeführt. Die Situation. Ein Soldat (einer der Bundeswehr, so ist kaum fraglich) und eine Frau (Hannahs Tochter, so ist zu vermuten) sprechen über Recht und Unrecht. (Die Zeit: vermutlich die 80er Jahre; Panzerlieferungen an die Saudis werden erwähnt, und auch, dass des Soldaten Großmutter „erst 1978 geglaubt“ hat, „daß das so mit diesen Juden war“ [72].) „Einmal muß doch Schluß sein“, sagt der Soldat, „Quatsch“ sei die „Wiedergutmachung“, und damit im Zusammenhang sieht er „die Entstehung Israels“, für die er, das Subjekt Soldat, die „Mitverantwortung“ ablehne (die Umschreibung seiner Auffassung, dass Israel als Staat abzulehnen sei und weiter: dass er mit dem Genozid der Nazis, als dessen Folge ja die Gründung Israels anzusehen sei, nichts zu tun habe). „Leute aus den KZs“, sagt der Soldat dann, „das ist doch klar, war Unrecht und so weiter. Aber jetzt muß doch auch mal Schluß sein.“ (70-71) Verräterisch die Sprache, die Präposition „aus“: als handle es sich um die Überlebenden; „und so weiter“: was noch als Unrecht? Und nicht zu billigen, vielleicht? Unrecht war’s wie eine Scheckfälschung oder ein Autodiebstahl, nichts anderes von Gewicht; der Richter wird’s richten, er wird das Unrecht mit Recht vergelten oder auch nicht. An dieser Stelle („und so weiter“) greift die Erzählerin ein, indem sie die

---

19 Gespräch mit Alexandra Przyrembel [Anm. 12], S. 368 und S. 365.

Frau das Gehörte wiederholen läßt: „War Unrecht undsoweiter“ – die drei Worte nun zusammengezogen zu einem Wort, als Floskel, als Gerede: „undsoweiter“. Und weiter, nun in Gedanken: „War Unrecht undsoweiter. War Unrecht undsoweiter. Ist Unrecht undsoweiter. Unrecht kann gerächt werden. Der Rächer hat dann Recht. Tote sind schlechte Rächer. Andere als die Rächer können Unrecht mit Recht vergelten. Sie können auch Unrecht mit Unrecht vergelten. Eine doppelte Verneinung ist eine Bejahung, sagte mein Deutschlehrer.“ (71)

Ist das Unrecht also keines mehr, wenn es durch Unrecht vergolten wird? wenn dem, der Unrechtes tut, Unrecht widerfährt? Dieses wird mit jenem verglichen, vergolten, gleichgemacht und aufgehoben (in der einen Bedeutung des Wortes: ausgelöscht). So läßt es sich denken, wenn Schuld aufs einfachste getilgt werden soll. Vergleiche entlasten. Bevor der Soldat zu dem Lieblingsthema vieler Soldaten und vieler Nichtsoldaten kommt, relativiert er das Unrecht, das den „Leuten aus den KZs“ widerfuhr, indem er das Unrecht, das anderen zugefügt wurde, bagatellisiert, wenn nicht gar leugnet: „Zigeuner – ja, schön, Sinti heißt das wohl, also die noch und die Zwangsarbeiter – das geht zu weit, das nimmt kein Ende.“ Schließlich der als entlastend gedachte Vergleich: „In der russischen Gefangenschaft war’s auch nicht lustig. [Das heißt: In den KZs war’s, wie jedermann weiß, nicht lustig.] Und die anderen, was haben die gemacht. Napoleon – und die Russen und so.“ (71) (Ein Pantheon also für Hitler?) „Können / Unrechter / ihr Unrecht / mit Recht / vergelten?“ Auch die Amis, weiß der Mann, haben „eine Kolonne Nachrichtenhelferinnen [...] umgemäht – einfach so [...]“ Und die Frau denkt: „Im Lager waren alle einfach so, nicht wahr. Einfach so als Jude. Stell dir vor, ich würde sagen, im Lager bist du einfach so, einfach so als Mann. Das würdest du kapieren, du Soldat. Aber einfach so als Jude, das versteht der Shylock, Nathan, aber du?!“ Damit nicht genug; vielmehr die Steigerung des schwer Fassbaren durch die Nivellierung im Munde dessen, der alles zu fassen meint: Seife aus den Lagern, Lampenschirme. „Ist ja wirklich alles verwertet worden.“ „Schon in Ordnung, das Leid und so. Aber das geht mich nichts an. Ich war net dabei.“ (72-73) Der Ausbruch aus dem Hochdeutschen ins Mundartliche („net“)<sup>20</sup> signalisiert eine Spur von Unsicherheit, die durch den Rückzug ins Vertraute verwischt werden soll. Kein Zweifel: Das Gespräch ist, auch wenn es ‘erfunden’ wäre, authentisch.

Die jüdische Geschichte Esther Dischereits ist der Versuch einer Standortbestimmung in einer erschütterten Welt, die keinen Halt zulässt und zu keiner Hoffnung Anlass gibt. Dass eine „Identitätsfindung“, die gelegentlich reklamiert wird, nicht gelingen kann, wird dem Leser auf der ersten Seite nahe gebracht; denn wie es nicht möglich war, das „Kains-Mal der Geburt“ auszulöschen und „ein normaler Linker“ (9) zu sein, so wird auch der Aufbruch ins Jüdische, der ‘normalen Verhältnisse’ wegen („Steuerhinterziehung“, sagt der Jude der Jüdin), nicht von der Aussicht begleitet, ein Ziel zu erreichen. Da der Geburt nicht zu entkommen ist, kreisen viele der in dem Buch vorgetragenen Gedanken und Erinnerungen um dieses Ereignis, um die Bedingung seiner Möglichkeit, um Hannah, die den Mördern entkommene Mutter, um den wenig geliebten Vater auch, einen Goj, mit dem Hannah nach dem Krieg elf Jahre verheiratet war (sie selbst stirbt, nachdem sie noch einmal eine Ehe eingegangen war, einige Jahre nach der Scheidung, als ihre Tochter vierzehn ist, bei einem Autounfall); dazu gehört die ältere Halbschwester Meta, die mit der Mutter überlebte.

Hannahs Tochter im Mittelpunkt: das Ich, sie, die Deutsche und Jüdin, in der Schule und danach, zusammen mit vielen Deutschen und wenigen Juden, als ihrem Judentum entfremdete Sozialistin im Klassenkampf, als Genossin dann der Toten ihres Volkes, als Bürgerin eines Landes, in dem die Realität (nämlich die des deutsch-jüdischen Zusammenlebens) „so grausam, so absurd“ ist, dass zuletzt allenfalls die Hoffnung bleibt, sie sei durch Literatur zu

---

<sup>20</sup> Schon vorher wird „nicht“ auf diese Weise ‘verfremdet’: Er habe, sagt der Soldat, als er einmal gefragt worden sei, ob er etwas aus einem „Sack mit Seife“ haben wolle, geantwortet, er könne es „net gebrauchen“ (72).

„minimieren, damit sie überhaupt wahrgenommen werden kann“ (wie die Autorin 1995 gesagt hat<sup>21</sup>). Die Literatur springt hierhin und dorthin, an verschiedene Orte, die nicht immer leicht zu bestimmen sind (deutsche Orte sind es zum überwiegenden Teil, und das mag genügen), Zeiten mischend, für die nur selten so klare Angaben gemacht werden wie diese: „[...] Heuss, der war jetzt tot“ (92)<sup>22</sup>, oder: „Als Adorno stirbt“ (97)<sup>23</sup> Einmal wird eine Jahreszahl unter einen Bericht, den Bericht über das Gespräch mit Pfarrer Kondermann, gesetzt: 1986. Darin sagt der Pfarrer, wieder Vergleiche ziehend, die Nazi-Zeit sei eine schlimme Zeit gewesen, die Deutschen seien einer „völkischen Hysterie“ verfallen gewesen, wie es in der Vergangenheit ja zuweilen vorgekommen sei: „Die ganze Geschichte der Kreuzzüge war eine Hysterie. Die französische Revolution war auch in etwa eine Hysterie.“ (81) Sagt Pfarrer Kondermann 1986.

Der aufmerksame Leser wird auch erkennen, was 1942 oder 1960 oder 1968 geschah. Denn alles Gesagte ist, als genau Erinnertes, fixierbar. Aber die Geschichte wurde nicht geschrieben, um Orte und Zeiten und Personen zu fixieren. Sie bildet kein Ganzes als Gewordenes, natürlich auch keine Biographie, sondern die zersplitterte Geschichte als gegenwärtig Erinnertes (in dem Sinne erinnert, wie es gesagt wurde: als das Freisetzen des im Innern Gesammelten, des Aufgehobenen, des Bewahrten, das immer wieder verwandelt wurde und neue Verwandlungen erfahren wird).

Es beginnt also mit der wenig ermutigenden Begegnung der Frau, die „ich“ sagt, mit einem Vertreter der jüdischen Gemeinde. Sie will „nach zwanzig Jahren Unjude [...] wieder Jude werden“ (9), nachdem die sozialistische Agitation, in den Jahren nach 1968 besonders, nicht den erhofften Erfolg, einen Etappensieg im Klassenkampf, gezeitigt hat. Auf diese bewegte Zeit wird in der Geschichte hier und da ein wenig Licht geworfen: auf Anti-Vietnam-Demonstrationen in Frankfurt oder auf die Zeit davor, „als Krahl und seine Freunde in später Nacht die Internationale zu ihrem Fenster grölen“ (92) Es ist ja -zigmal beschrieben worden, was da wie geschah, so dass der Leser mit den Andeutungen hinreichend versorgt ist. Wichtiger ist das ganz Andere: das die Geschichte der getauften Jüdin Prägende; ihr Weg zur Kreuzung, auf der sie die Richtung änderte; die Behinderungen im Gestrüpp der Verhältnisse, die fortan ihr Leben bestimmten. Erinnerungen an eine zerscherbte Welt, die sich nicht mehr zusammenflicken läßt, weil so viel verloren gegangen ist. Nicht einmal ein Patchwork kommt zustande; denn auch der Literatur (dieser Literatur) gelingt es nicht, auf eine gemeinsame Folie zu applizieren oder gar aneinanderzunähen, was nur je einzeln im wahrnehmenden Subjekt als etwas ihm Zugehöriges aus der Leere ringsum gewonnen und irgendwie verwendet werden kann.

Die Geschichte ist angewiesen auf die Sensibilität, auf die Assoziations- und Kombinationsfähigkeit ihrer Leser, die mehr wissen, als in Geschichtsbüchern steht.

Der zweite Text der Geschichte springt nach Fes, in die marokkanische Königsstadt, in den sephardisch-jüdischen Teil der Stadt (die Mellah), zum weißleuchtenden Friedhof in seiner Mitte; berichtet vom alltäglichen Treiben im Basar, von alten Männern, die sich umarmen; und springt dann übers Meer nach Córdoba, wo vom ausgehenden 15. bis zum beginnenden 17. Jahrhundert Muslime und Juden verfolgt, getötet, vertrieben wurden. Warum, wie auch im folgenden Text, der Ausflug in die Weite? „Wo gestorben wird [wie in Fes], ist auch Geplapper, Kaddisch, Pessach und Beschneidung. In meinem Frankfurt hier – da stirbt man nicht.“ (11) Der Tod also verlangt die Lebensäußerung (Kaddisch, Beschneidung), sonst ist er nichts, fällt gewissermaßen aus, wie in Frankfurt, von hier aus gesehen, doch auch nicht völlig, denn im nächsten Satz heißt es, dass „man in Frankfurt wenig stirbt“; das ist aus der

---

21 Gespräch mit Alexandra Przyrembel [Anm. 12], S. 366.

22 Theodor Heuss ist am 12. Dezember 1963 gestorben.

23 Theodor W. Adorno ist am 6. August 1969 gestorben.

Ferne, aus der sephardischen hinüber zu aschkenasischen Judenwelt, gesagt. Der ganze Satz (zugleich ein ganzer Abschnitt) lautet: „So saß ich in Fes und weinte, weil man in Frankfurt wenig stirbt.“ (11) Einst war es anders, als der Psalmist in babylonischer Gefangenschaft klagte: „Bei den Wassern Babels saßen wir und weinten bei unserm Gedenken an Zion.“<sup>24</sup> Die Geschichte hat die Verhältnisse verkehrt: Das Weinen gilt nicht mehr dem Verlust des fernen Gelobten Landes, sondern dem Verlust des Glaubens (der jüdischen Religion) in einer zum Gefängnis gewordenen Stadt, wo Hannahs Tochter, nach Jahren sozialistisch-weltlicher Hoffnungen und Enttäuschungen, in der jüdischen Gemeinde den Schein Zions sucht. Nicht nur in Frankfurt, in ganz Deutschland ist es aus mit dem jüdischen Leben, und kein Friedhof wirft „sein weißes Licht an die Hauswände“ (11). Die Shoah hat auch die körperlich Entkommenen zerstört und die ihr Nachkommenden, die sogenannten ‘Juden der Zweiten Generation’, dauerhaft beschädigt. Neben ihnen leben die Erinnerungslosen und die Vergessenden. Die Mehrzahl von ihnen pocht darauf, der „Gnade der späten Geburt“ teilhaftig geworden zu sein.

Hannah erhält ihre Umrisse durch Andeutungen der Erzählerin, die sie allein als Reflexe der Tochter weitergibt, und dies vermutlich aus zwei naheliegenden Gründen: weil das Geschehene (etwa als Bericht aus dem Mund der Mutter) nicht abbildbar ist und weil die Auswahl der erinnerten Episoden den Blick auf das erlaubt, was die Tochter bewegt und ihre Existenz bestimmt: ihre eigene Stigmatisierung, die durch die Erfahrungen der Gegenwart (der Soldat spricht so und der Pfarrer ähnlich) umso schmerzhafter wird, je intensiver die Toten sprechen. Der Schmerz ist vielleicht einzufangen, einzugrenzen durch Sätze, durch eine weitgehend hermetisch verschlossene Literatur, die als Aufgeschriebenes, ein, wie es Esther Dischereit in einem Interview vor kurzem gesagt hat, „Sich-Aussetzen und Sich-Hineinsetzen in eine Zeit, einen Raum und eine Gesellschaft (ist), deren Amalgamierung unvorhergesehene Prozesse und Zustände evoziert.“<sup>25</sup> In der durch das Schreiben möglichen Öffnung, etwa des Subjekts zum Objekt, ließen sich Dinge und Menschen neu sehen; „es bringt also die Fähigkeit zurück sich zu wundern.“<sup>26</sup> So wird dem Schmerz verwehrt, Grenzen zu überspringen, die ihm gesetzt sind.

Hannahs, der Mutter, Lebensgeschichte ist in ihren wesentlichen Bestimmungen und Bestimmtheiten auch die der Tochter. Einer der Texte handelt von einem Matrosen, der, dem Tod widerstehend, zum Krüppel wird. „Ein Bein ist ihm noch geblieben. Er kann sprechen. Einmal war er ein Mensch.“ Dies sei ein Beispiel für „das Überlebenssyndrom“ (33). Es verbindet auch Mutter und Tochter. Es wird Bestand haben, wenn der, der noch sprechen kann, aber nicht mehr Mensch ist, anders als durch Krankheit oder Unfall fortgeht. Die Erzählerin weiß: „Auch Jean Améry nahm sich das Leben. Spät. Später. Wußten Sie, dieses Syndrom ist verschiedentlich vererbbar?“ (34)<sup>27</sup> Doch Hannahs Tochter sagt, nach dem Unfalltod der Mutter: „Ihr nicht gelebtes Leben soll in mir leben.“ (42) Wie soll das gehen?

Aus dem Buch der Verfolgungen, aus den Fragmenten einer Leidensgeschichte, die nicht ungewöhnlich ist: Hannah und ihre Tochter Meta suchen ein Versteck bei Rose, einer Freundin oder Bekannten; die hat eine Woche vorher schon irgendwen aufgenommen, das ist Metas Vater; der spielt gerade Klavier, als Rose sagt: „drei auf einmal, du verstehst [...]“ (24). Die Suche geht weiter. – Oder: Hannahs Tochter hat Unterricht. Die Lehrerin erzählt mancherlei, auch, dass sie, als die Russen kamen, Treppen putzen musste. Hannahs Tochter übernimmt das Gesagte und denkt weiter: „BDM, da ist sie auch gewesen. Sie sprang durch

---

24 Psalm 137,1. – Der Psalmist wird zuweilen von Dichtern ‘benutzt’, von Heine z. B. (am Anfang des zweiten „Jehuda ben Halevy“-Gedichts der „Hebräischen Melodien“), auch von T. S. Eliot in „The Waste Land“ (V. 182): „By the waters of Leman i sat down and wept ...“.

25 Gespräch mit der „Philosophin“ [Anm. 14], S. 85.

26 Ebd.

27 Jean Améry nahm sich am 17. Oktober 1978 das Leben.

das Sonnwendfeuer, meine Mutter aus dem Zug. In eine Flucht durch unbekannte Häuser. Der Soldat, den sie rasierte, ist ihr nachgerannt.“ (44) Da sie in die Wohnung eines älteren Herrn flieht, muss sie den Preis für eine Übernachtung mit ihrem Körper bezahlen. – Oder, bei der Erzählung einer Frau über die Vertreibung aus Böhmen, der in Hannahs Tochter aufsteigende Gedanke, nur dieser eine: „Hannah in Viehwagons eingeladen.“ (60)

Wie sich die Erlebnisse der Mutter in der Tochter so festgesetzt haben, dass sie sich fortzeugen, auch dafür ein paar Beispiele. Vergeblich ist der Versuch der Tochter, den Zwängen, denen sie ausgeliefert ist, zu entkommen: „Leiden im Leben, ein wirkliches und bewusstes Leiden. Ich habe es satt, das inkarnierte Leiden im Gesicht zu tragen.“ (68) Es bleibt auch der ‘Zweiten Generation’ das Bewusstsein, durch das Vergangene traumatisiert und in die Opferrolle gedrängt zu sein; die eigenen Erfahrungen widerlegen das Vorurteil nicht, im Gegenteil. „Jude is’ se“, dröhnt der Ruf der Schulkinder in die Ohren von Hannahs Tochter. Es wird ihr klar, wie gefährlich es ist, im Parterre zu wohnen. „Im Parterre klirren die Scheiben so leicht.“ (21-22) Oder beim Übertritt über die Grenze: „Ich atme auf an der Grenze. Geschafft, durchgekommen. [...] wenn sie verlangten, ich solle mich ausziehen – [...] Ganz blöde grüße ich die undeutsche Uniform wie den Vorboten der Freiheit.“ (35) Oder: Etwas war auf ihre Schulbank geritzt, sie wird es Hannah sagen. Diese spricht mit dem Lehrer, dieser mit Hannahs Tochter: die „Tochter des Amtsrichters“ habe sich gewiß „nichts dabei gedacht.“ Wobei? Die Erzählerin sagt es denen, die das altindische Zeichen kennen; den anderen bleibt ein Loch mehr. „Wußten Sie schon, es gibt in Dublin eine Wäscherei, die heißt Swastika-Laundry – die fährt mit ihrem Signet durch alle Straßen durch – ganz ohne Quatsch.“ (65)

Es gehört zu den erleichternden Usancen der nicht-jüdischen Majorität, Juden mit dem Staat Israel und mit der jüdischen Religion zu konnotieren; und die Shoah wird manchem zur Verpflichtung, sich philosemitisch zu gebärden. Gegen diese Haltungen, nach denen Juden aus Bildern gemacht werden, protestiert „Joëmis Tisch“. Die Nazi-Barbarei kennt nicht nur jüdische Opfer (das zeigt, freilich auf beklemmende Weise gebrochen<sup>28</sup>, die Geschichte von Franz und Martha Elisabeth Steder, die Geschichte seines Soldatentods im Namen derer, die wissen, dass, wie es schon Schiller wusste, „mit des Geschickes Mächten [...] kein ewger Bund zu flechten“ ist [107]); und irgendwann denkt die erwachsene Tochter Hannahs, die zuweilen als Sprachrohr der Erzählerin (wie diese als Sprachrohr der Autorin) erscheint: „Wir [...] sind Karikaturen unserer selbst, stehen uns x-beinig im Wege zwischen Judentum und Israel.“ (68) Und es ist nicht möglich, in der Religion den festen Halt zu finden, der Identität verbürgt.

Als Kind, als christlich getauftes Kind, hat Hannahs Tochter einmal im „Purimspiel“ die Rolle der Königin Esther: Sie rettete „ihr Volk vor Haman, dem Mörder. Haman wurde aufgehängt an einem Galgen, dem Galgen, den er ihr zugedacht hatte. / Die kleinen Kinder rasseln dann, und Haman-Taschen essen sie an Purim.“ Sie, Hannahs Tochter, „sucht [...] einen, der ihrer Tochter Haman-Taschen bäckt. Dann würden sie sehr viele davon essen.“ (111) So endet die Geschichte, der „Ausschnitt einer gleichsam stehenden Geschichte“<sup>29</sup>. Hat Hannahs Tochter den Bäcker gefunden? Schwer vorstellbar, dass der Verzehr von Haman-Taschen zu dem Stoff führen könnte, aus dem nicht nur Tragödien gemacht sind. Die Speise ist als Zeichen deutbar: dass die Taschen ein besonderes Gebäck der Juden sind. Aber Hannahs Tochter und ihre Tochter würden sie nicht zu sich nehmen, um zu zeigen, dass sie Jüdinnen seien aus Religion. Und auch, dass am Ende Esther wichtig wird, sollte nicht zu

---

28 Franz Steder kommt im Krieg, in den er für Führer, Volk und Vaterland gezogen ist, um. Seine Witwe Martha Elisabeth findet in der kurzen Zeit ihrer Ehe einen Halt – für Jahrzehnte. Ihrer (jüdischen) Enkelin hat sie „Familienfotos vom Franz und ihr nachmachen lassen. [...] Ich erstarre. Was soll das Hakenkreuz in meinem Haus.“ (110)

29 Esther Dischereit im Gespräch mit Astrid Deuber-Mankowsky [Anm. 14], S. 89.



voreiligen Rückschlüssen auf die Erzählerin oder gar die Autorin von „Joëmis Tisch“ führen. Allenfalls *spielt* ihre Protagonistin, Hannahs Tochter, ja nur die schöne Jüdin Hadassa, die von den Persern Esther genannt wird. Wie sie heute den bösen Haman unschädlich machen könnte, verrät ihr kein Pflegevater. (Im Buch Esther vollbringt die Heldin ihre Tat nach den Ratschlägen ihres Pflegevaters Mordechai.) Haman ist am Ende doch gegenwärtiger als Esther. Die Taschen könnten für Momente davon ablenken, dass schreckliche Erinnerungen und bange Erwartungen zusammengehören wie Zwillinge.

„Joëmis Tisch“ handelt nicht von einem auserwählten Volk, sondern von dem Bemühen einer Einzelnen (die nicht beansprucht, Repräsentantin Vieler zu sein), mit den Toten der Geschichte zu leben, nicht unerschrocken, aber nicht ganz ohne Hoffnung, es lasse sich weiterleben – weitab von der gefährdenden Insinuation einer Stärke der Juden. Das sei, hat die Autorin gesagt, nichts als ein Traum, „wie David träumt, er sei Goliath. Und ein Kind, es sei Superman. Ein Phantom, nichts weiter als die Überlieferung aus der Geschichte. So bin ich denn nichts weiter als Überlieferung.“ Und weiter: „Jüdisch zu sein bedeutete für mich, eine große Anstrengung zu vollbringen, indem ich *nicht* sprach, sondern hörte. Den Ton meiner Stimme hörte, der es mir ermöglichen würde, die ungesprochenen Stimmen zu entschlüsseln. Die Stimmen der Toten, die schweigenden Stimmen der Lebenden [...] und die Botschaften der Dinge.“<sup>30</sup>

Die Stimmen der Toten und der Lebenden und die Botschaften der Dinge verschränken sich in der jüdischen Geschichte „Joëmis Tisch“ wie die Zeiten, Orte und Personen; und wie die Wörter, die nicht immer nach den Regeln der Syntax hintereinandergesetzt werden, weil die Regeln außer Kraft gesetzt sind. Es geht darum, nicht durch Glätte – wenn sie denn überhaupt gelingen könnte – den dauernden Schmerz leichtfertig zu verspielen, damit der Grund nicht schwinde, auf dem sich heute (heute in Deutschland) das Jüdischsein allein bewahren kann. Das wird sich nicht ändern in der dritten und vierten Generation. Also nie?

Es scheint, als spräche Hannahs Tochter zu ihrer Tochter wie zu sich selbst in einem der frühen Texte (dem fünften) des Buchs (18), und ähnlich hätte Hannah auch sprechen können, nicht nur *zurückblickend*, sondern auch in die Vergangenheit *zurückgehend*, voller Angst, Vergangenheit und Gegenwart seien eins. Da es ein so schöner wie trauriger und ein für die ganze Geschichte so bezeichnender (diese Geschichte aber keineswegs entschlüsselnder) Text ist, sei es mir gestattet, mit ihm über meine Ansichten hinauszugehen, die zur Beförderung von Ansichten anderer gedacht waren.

Deine Augen sind so groß, so schwarz. Sie hätten dich verraten. Allein schon wegen dieser Augen. Du bist ein Fleisch, kein Kind. Dein Zappeln, Prusten, Lachen dir in den Hals gesteckt. Verladen auf dem Wagen. Nicht schnell genug bist du gelaufen. Durch den Spalt in diesen Wagen hast du geguckt. Die Sonne hat hineingeblickt. Du wolltest nach ihr greifen. Da hat sie dich verbrannt. Und als das Auto stand und trotzdem noch der Motor lief, hast du mich angeguckt. Ich weiß es, spüre deine Augen.

Wir sind auf keinem Wagen nicht. Stehen hier in einem Zimmer, mit Bett und Schrank, und deine Augen, die schauen auf den Dreidel.

Vor fünfundvierzig Jahren – da hatt ich eine Schwester. Die war so alt wie du. Wer sagt mir denn, daß du nicht meine Schwester bist.

Oder die Jahre wären gar nicht vor-, sondern zurückgegangen.

So hören sich Konfessionen an, die Goethe von denen, die „der Nachwelt etwas Brauchbares hinterlassen“ wollen, erwartete. Wer ist es, der das ihm Gemäße festhält? Die Zeit ist nicht mehr fern, da Auschwitz als ein historisches Faktum kein prinzipiell anderes ‘Ansehen’ haben

---

30 Ebd., S. 91.

wird als der Untergang der „Titanic“ oder die Schlacht um Stalingrad, auch wenn die Rede vom „Zivilisationsbruch“ nicht aufhören wird. „Joëmis Tisch“ könnte dann, der Struktur und Sprache wegen, natürlich als literarisches Experiment Interesse finden, aber es ist nicht zu erwarten, dass der heute mühelos erkennbare Befund immer wieder wie selbstverständlich erhoben werden kann: dass die Geschichte nur im Ineinander von zerstückeltem Inhalt und scheinbar beliebiger Form offenbar macht, „was im Allgemeinen gültig sein mag“.

Esther Dischereit hätte ihrer Geschichte auch diese Verse voran- oder nachstellen können:

Ich darf nicht  
sagen  
jüdisch  
wenn ich  
es sage  
gibt es Krieg  
sagt mein Kind<sup>31</sup>

Die notwendige Verdrängung des physisch und mathematisch einzigartigen ‘Erhabenen’ zwingt zur Flucht, etwa in die Liebe, die als „Rettungsmittel“<sup>32</sup> dem erscheinen mag, der sie findet. Das dauert und dauert, bleibt vielleicht in Anthologien, recht zu verstehen freilich nur vor dem nahen Hintergrund des immer unsagbarer Gewordenen, vor dem Hintergrund des in „Joëmis Tisch“ Angedeuteten:

Sie kam aus der Ankunftshalle  
lächelte und hielt die Augen gesenkt  
ich hatte vergessen  
dass sie so schön war  
ich ging nahe zu ihr  
und legte mein Gesicht an ihre Haare  
ich atmete ihren Geruch  
es gab nichts  
dass ich hätte wissen müssen<sup>33</sup>

---

31 Esther Dischereit: Als mir mein Golem öffnete, Passau 1996, S. 15.

32 In den „Wahlverwandtschaften“ hat Goethe Otilie in ihr Tagebuch eintragen lassen (Teil 2. Kap. 5): „Gegen große Vorzüge eines andern gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe.“ (Damit variierte er Schiller, der ihm im Brief vom 2. Juli 1796 gesagt hatte, er sei, durch die Lektüre von „Wilhelm Meisters Lehrjahre“, zur Einsicht gekommen, „daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit gibt als die Liebe.“) – Die Liebe schützt nicht nur vor der Überwältigung durch das Vorzügliche; sie kann auch ein Rettungsmittel sein, wenn, in Kenntnis des gegenwärtigen Vergangenen, der Abgrund der Verzweiflung droht.

33 Neue Zürcher Zeitung, 4.1.2001.